Rainer M. Schröder

Die Bruderschaft vom Heiligen Gral

Der Fall von Akkon

Roman

In fester Treue und Liebe
für Helga & Elisangela,
die hingebungsvollsten und tapfersten Ri

»Wahre Hingabe ist sich selbst genug:
nach dem Himmel nicht verlangen,
die Hölle nicht fürchten.«
(Rabia el-Adawia)

»Allein vermagst du nichts: Such einen Freund.
Könntest du den geringsten Bissen
deiner Schalheit schmecken,
du würdest zurückschaudern vor dir.«
(Nisami, *Schatzkammer der Geheimnisse*)

Erster Teil

Die letzte Festung

Prolog

Reglos stand er auf dem Verfluchten Turm von Akkon. Die von Zinnen gesäumte Plattform erhob sich hoch über der breiten Festungsmauer der zweiten, inneren Wallanlage. Auf den offenen Handflächen seiner weit ausgestreckten Arme hielt er das von Meisterhand geschmiedete Damaszenerschwert, bei dem die beiden Enden der breiten Parierstange quer über dem Griffstück sowie der Knauf in fünfblättrigen goldenen Rosen ausliefen. Er stand mit dem Gesicht nach Osten, als wollte er die kostbare Waffe dem nächtlichen Himmel als Opfergabe darbieten. Der Widerschein der Fackeln auf den trutzigen Wehrgängen unter ihm und der vereinzelten Brände, die im dicht gedrängten Häusermeer der belagerten Hafenstadt hier und da die nächtliche Dunkelheit mit ihrem flackernden Flammenschein aufrissen, tanzte wie ein glutrotes Irrlicht über den blanken Stahl der beidseitig geschliffenen Klinge.

Die beiden in braune Umhänge gekleideten und schwertbewehrten Gefolgsmänner, die mit ihm auf das viereckige Bollwerk gestiegen waren, hielten einen respektvollen Abstand von mehreren Schritten. Sie folgten dem Tun ihres Herrn mit höchster Aufmerksamkeit. Nichts entging ihnen, auch wenn schon seit vielen Jahrzehnten kein Bild mehr durch den leblosen, milchig trüben Schleier vor ihren Augen gedrungen war. Sie mochten blind sein, aber dennoch »sahen« sie auf ihre Art mehr als manch einer, der sich seines Augenlichts freuen durfte.

»Die Nacht ist vorgerückt und der Tag nahe gekommen! Lasst uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichts!« Der Mund des Mannes mit dem hoch erhobenen Schwert bewegte sich kaum, als er die Worte des heiligen Paulus aus seinem Brief an die Römer zitierte, sprach er doch allein zu sich selbst. Und dass sie ihm zu dieser weit vorgerückten, nächtlichen Stunde einmal mehr über die Lippen gekommen waren, wurde ihm erst bewusst, als er dem Klang seiner eigenen, geflüsterten Worte nachlauschte.

Wie oft er diese Aufforderung in seinem Leben schon ausgesprochen hatte! Diesmal jedoch war es anders. Die Anbeter des Bösen rotteten sich dort draußen zusammen, lauerten im Rücken des feindlichen Heeres und streckten ihre Klauen nach dem heiligen Quell des Lebens aus, der grenzenloses Verderben über die Welt bringen würde, wenn er ihnen in die Hände fiele. Er wusste, dass die Zeit des Handelns, die Zeit für seine letzte große Aufgabe gekommen war, doch er wartete noch auf das göttliche Zeichen, das ihm den Weg weisen musste. Jeden Moment würden die finsteren Heerscharen der Nacht den lichten Fluten des neuen Tages weichen und es würden die ersten Sonnenstrahlen hinter dem Tell el-Fukar aufleuchten.

Über diese weitläufige, baumbestandene Anhöhe, die sich etwas weniger als anderthalb römische Meilen[1] vor den Mauern von Akkon aus der Ebene erhob, war das gewaltige Belagerungsheer der Mamelucken[2] vor anderthalb Wochen hinweggeflutet wie eine stürmische Brandungswelle über einen flachen Strand. Ein Meer von Zelten und Pavillons bedeckte seit jenem Tag nicht nur den Tell el-Fukar, sondern erstreckte sich auch entlang der Straße nach Shafra'amr und al-Kadisiya, es hatte von den grünen Ufern des kleinen Flusses Belus Besitz ergriffen und reichte bis weit in das Hinterland nach Samaria hinein. Ein zweites, nicht ganz so gewaltiges Heerlager, das die Sarazenen aus Damaskus und Hamah mit ihren Vasallen bildeten, hatte sich im Norden vor der Stadt zu beiden Seiten der Landstraße nach Tyrus ausgebreitet und den Belagerungsring um die befestigte Halbinsel von Akkon geschlossen.

Der Mann, der sich in Begleitung der beiden blinden Schwertträger zu dieser frühen Morgenstunde auf der Plattform des Verfluchten Turms eingefunden hatte, war von hochgewachsener Gestalt. Dichtes eisgraues Haar fiel ihm auf die hageren Schultern und nicht weniger dicht wallte ihm der Vollbart wie ein aus Silber gesponnenes Schild bis auf die Mitte der Brust herab. Er trug den weißen Mantel der Tempelritter mit dem blutroten Tatzenkreuz. Der Umhang wies ihn trotz des regelwidrig langen Haupthaars als einen jener furchtlosen Kriegermönche aus, deren Mut und Todesverachtung schon seit

Jahrhunderten legendär waren und deren unbeugsamer Kampfgeist von keinem anderen Ritterorden erreicht, geschweige denn übertroffen wurde.

In seinem ledrig verwitterten Gesicht, das mit seinem Labyrinth aus zahllosen Furchen und Linien viel Ähnlichkeit mit einem alten, zerschundenen Stück Treibholz besaß, zuckte keine einzige Wimper, als jetzt ein Geschoss von einem der mameluckischen Katapulte wie ein feuriger Komet aus dem Schlund der Hölle heranflog, den äußeren Befestigungswall bei König Hugos Rundturm um wenige Armlängen verfehlte und nur wenige Dutzend Schritte zu seiner Linken an der inneren Festungsmauer zerschellte. Der mit griechischem Feuer gefüllte Tonbehälter zerbarst zu einem hell auflodernden Feuerball, der sich jedoch augenblicklich in unzählige Flammenzungen auflöste. Sie leckten mit gieriger Vernichtungswut über Mauerwerk und Zinnen und sprangen jeden an, der dahinter in Stellung stand und sich nicht schnell genug zur Seite geworfen hatte. Wehe dem, den auch nur eine Handvoll dieser teuflischen Mischung aus Schwefel, Harz, Erdöl, Asphalt, Steinsalz und gebranntem Kalk traf, brannte griechisches Feuer doch sogar unter Wasser unerbittlich weiter!

Der weißbärtige Mann auf der Mauerkrone des Verfluchten Turms hatte schon viele derartige Belagerungen und blutige Gefechte mitgemacht und dabei dem Tod zu oft ins Auge geblickt, um in einem solchen Moment die Ruhe zu verlieren und um sein Leben zu fürchten. In ihm weckte der Tod keinen Schrecken mehr, vielmehr betrachtete er ihn längst als einen Freund, der schon viel zu lange auf sich warten ließ. Und das galt auch für seine beiden Gefolgsleute. Wie heftig die feindlichen Katapulte und Schleudern die eingeschlossene Hafenstadt auch unter Beschuss nahmen, der Geschosshagel um ihn herum konnte seine tiefe Konzentration nicht brechen. Er schenkte auch dem dramatischen Geschehen vor der Templerschanze weit im Westen der Umfassung von Akkon keine Aufmerksamkeit. Seine geschärften Sinne richteten sich auf völlig andere, viel gewaltigere Kräfte, die zu erkennen und zu deuten nur ganz wenigen Sterblichen vergönnt war.

Eine leichte Brise, die von der nahen See herkam, fuhr durch das herabfallende Silberhaar, bewegte die Clamys, das weiße

Gewand mit dem roten Templerkreuz auf der linken Seite, und hob für einen Moment sanft wie die Hand eines vorwitzigen Kindes das silbrige Vlies seines Bartes. Die salzige Seeluft führte auch den Rauch der Brände mit sich, die in den Straßen von Akkon loderten. Seine Arme, die das Damaszenerschwert emporhielten, bewahrten ihre gestreckte Haltung ohne jedes Zittern, trotz seines biblischen Alters und trotz des Gewichtes, das auf seinen Handflächen ruhte. Ihn fröstelte jedoch, obwohl hier an der Nordspitze der weiten Bucht von Haifa mittlerweile auch nachts schon wieder angenehm milde Temperaturen herrschten.

Es war denn auch eine tiefe innere Müdigkeit, die ihn unter dem Umhang erschauern ließ. Ihn drückte die Last der Verantwortung, die er zu viele Jahre lang hatte tragen müssen. Dazu kamen die Einsamkeit seines geheimen Amtes und der immer stärker gewordene Schmerz, die rasche Vergänglichkeit jener hinnehmen zu müssen, die sein Leben für eine viel zu kurze Wegstrecke mit ihrer kostbaren Kameradschaft und Treue begleitet hatten. Seine innere Anspannung wuchs. Er spürte förmlich, wie die heraufsteigende Sonne im Osten hinter dem Tell el-Fukar schon die schwarze Hülle der Nacht kraftvoll durchstieß und mit ihrer unbezwingbaren Leuchtkraft aus der Tiefe emporstieg. Gleich würde … gleich *musste* es geschehen!

Ohne das Gesicht zu wenden und ohne den Blick von dem am östlichen Horizont fixierten Punkt zu nehmen, forderte er seine hinter ihm stehenden Begleiter auf: »Bismillah! … Dschullab! … Sprecht die heiligen Worte!« Und sogleich zitierten die beiden blinden Schwertträger wie aus einem Mund feierlich und beschwörend die Worte aus dem Matthäusevangelium: *»Gleich nach der Drangsal jener Tage wird die Sonne sich verfinstern und der Mond seinen Schein nicht mehr geben. Die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel erschüttert werden. Dann wird das Zeichen des Menschensohns am Himmel erscheinen und wehklagen werden alle Stämme der Erde. Sie werden den Menschensohn kommen sehen auf den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit. Er wird seine Engel mit gewaltigem Posaunenschall aussenden und sie werden seine Auserwählten sammeln aus den vier Winden, von einem Ende des Himmels zum andern.«*

Die göttliche Prophezeiung war noch nicht ganz verklungen, als die Sonne hinter dem Tell el-Fukar aufstieg. Licht flutete in einer goldroten Woge über das riesige Heerlager der Mamelucken, hob die zahlreichen vor den Mauern von Akkon in Stellung gebrachten Katapulte und Riesenschleudern aus der Dunkelheit und fiel auf die erdrückende Übermacht der muslimischen Krieger.

Einer der ersten Lichtstrahlen, die Akkon erreichten und über die mächtigen Mauern in die Stadt drangen, traf das breite Blatt des Schwertes genau an jenem Punkt, wo auf der Klinge ein Templerkreuz mit einer Rose zwischen den gleich langen Balken prangte. Der Stahl blitzte mit ungewöhnlich blendender Helligkeit auf. Ohne zu wanken und ohne auch nur einmal zu blinzeln, blickte der weißhaarige Mann in den grellen Schein, der eigentlich seinen Augen unerträgliche Schmerzen hätte bereiten müssen. Doch das gleißende Licht floss vielmehr wie ein heißer Strom in ihn hinein und erfüllte ihn bis in die letzte, tiefste Faser seines Körpers. Im nächsten Augenblick nahm er den vertrauten weißen Greifvogel wahr, der in dieser Säule aus Licht aus der unendlichen Tiefe des Himmels herabschwebte. Mit majestätisch ausgebreiteten Flügeln glitt der königliche Vogel heran und verharrte schließlich inmitten der gleißenden Woge, als trüge ihn nicht die Luft, sondern allein jener Lichtstrahl. Das Zeichen, auf das er gewartet hatte! Wie in einem Rausch, der die völlige Kontrolle über all seine Sinne und Empfindungen übernommen hatte, sah er Bilder und Gesichter in rascher Folge. Was nur wenige Sekunden währte, entzog sich allen menschlichen Maßstäben von Zeit und Raum. Dann glitt der blendend helle Lichtfinger von der Schwertklinge und verlosch in dem breiten, alltäglichen Morgenschein. Gleichzeitig entschwand der weiße Greif mit atemberaubender Schnelligkeit aus seinem Blickfeld.

Er ließ das Schwert sinken, führte die Klinge kurz an die Lippen und steckte die kostbare Waffe dann in die Scheide zurück. Nun wusste er, was er zu tun hatte und dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb. Ihnen allen blieb nicht mehr viel Zeit. Die letzte Mission seines Lebens wartete auf ihn – und sie würde die wichtigste sein, damit das Große Geheimnis im sicheren Schutz geweihter Hüter blieb. »Was habt Ihr gesehen, Abbé?[3]«, fragte

einer der blinden Gefolgsleute ahnungsvoll. *»Das Auge Gottes«,* antwortete der Grauhaarige und beugte das Knie zum Gebet.

1

Je näher die Morgendämmerung rückte, desto mehr nahm der nächtliche Beschuss durch die Mamelucken an Heftigkeit zu. Das Trommelfeuer der Wurfmaschinen galt einem knapp fünfhundert Schritt langen Teilstück der äußeren Festungsmauer zu beiden Seiten des St.-Antons-Tores. Verbissen schlug Gerolt von Weißenfels mit einer wassertriefenden Kamelhaut auf die Flammen ein. Sie züngelten fast brusthoch über den Wehrgang, der so breit angelegt war, dass auf ihm zwei klobige Fuhrwerke einander bequem passieren konnten. Ihm rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Unter Helm und Wattekappe klebte ihm das sandfarbene, lockig kurze Haar klatschnass am Kopf. Das Schwertgehänge mit der schweren Waffe an der linken Hüfte behinderte ihn sehr. Und insbesondere das eiserne, knielange Kettenhemd unter der ärmellosen Templertunika, das mit einem breiten Ledergürtel über dem Waffenrock getragen wurde, machte bei der hektischen Bekämpfung des griechischen Feuers jede Bewegung zu einer schweißtreibenden Anstrengung. Zu seiner Rechten mühte sich ein anderer Templer ab, den er nur unter seinem sehr zutreffenden Spitznamen »Wilhelm der Narbige« kannte. Die gellenden Schreie der Verletzten, die von Kameraden aus dem Gefahrenbereich und zur nächsten Verbandsstelle getragen wurden, versuchte er, so gut es ging, zu ignorieren. Mit den anderen Rittern, die von drei Seiten auf den Feuerteppich vorrückten, konzentrierte er sich darauf, die tückischen Flammen so schnell wie möglich zu ersticken, doch ohne großen Erfolg.

Ein Tontopf mit griechischem Feuer, abgefeuert von einer der fast zweihundert Wurfmaschinen, die der ägyptische Mameluckenherrscher Sultan el-Ashraf Khalil vor den Mauern von Akkon in Stellung gebracht hatte, war an der Eckkante eines der Wehrtürme auf der äußeren Festungsmauer zerschellt. Dabei hatte der Feuertopf nicht nur die umlaufende hölzerne Turmgalerie auf der Westseite in Brand gesetzt, sondern einen Gutteil seines teuflischen Inhaltes über den darunter liegenden

Wehrgang verspritzt. Nicht jeder hatte sich dort schnell genug vor der zähen, brennenden Flüssigkeit in Deckung gebracht.

»Fester! … Schlagt fester mit den Häuten zu!«, brüllte einer der kommandierenden Ritter vom Johanniterorden, die auf diesem Abschnitt der Wallanlage das Sagen hatten und wegen ihres schwarzen Umhangs mit weißem Kreuz auch die »schwarzen Ritter« genannt wurden. »Und wo zum Teufel bleiben die Turkopolen[4] mit dem Sand?«

»Gute Frage, Schwarzmantel!«, stieß Wilhelm der Narbige neben Gerolt grimmig hervor. »Ohne Sand kriegen wir das verfluchte griechische Feuer nicht in den Griff, und wenn mir der Schweiß auch noch so vom Gesicht rinnt! … Hölle und Pest über die ungläubigen Feuerspucker! Mögen ihnen die Drehseile reißen und die Wurfarme verfaulen!«

Endlich kamen die dunkelhäutigen Turkopolen mit sandgefüllten Eimern die Rampe hochgerannt und die Ordensritter, die mit nassen Häuten auf das widerspenstige Feuer eingeschlagen hatten, sprangen erleichtert zur Seite. Höchste Eile war geboten.

Denn jeden Moment konnte ein neues Geschoss diesen Mauerabschnitt treffen. Einige der Riesenschleudern und Katapulte trugen aus gutem Grund so vielsagende Namen wie »Der Wütende« oder »Die Siegreiche«. Diese Giganten unter den muslimischen Belagerungsmaschinen konnten eine Festung nicht nur mit dickbäuchigen, tönernen Feuertöpfen beschießen, sondern auch zentnerschwere Felsbrocken erschreckend zielgenau schleudern. Aber auch die leichten Katapulte vermochten mit der Zeit sogar die dicksten Festungsmauern mürbe zu trommeln und schließlich eine genügend breite Bresche für den Sturmangriff der Fußtruppen zu schlagen.

Der Beschuss von Akkon und seinen Befestigungsanlagen hatte in dieser Nacht einen neuen Höhepunkt erreicht. Der Angriff konzentrierte sich dabei auf den Mauerabschnitt der Johanniter, die wegen ihrer selbstlosen Krankenpflege auch Hospitaliter genannt wurden, sowie auf den Bereich rund um König Hugos Turm an der Nordostspitze des äußeren Verteidigungsrings.

Inzwischen hatten sich die muslimischen Ballisten prächtig auf ihre Ziele eingeschossen.

»Gott gebe uns zweitausend Templer unter dem Kommando von Richard Löwenherz[5]!«, rief ein anderer Mitbruder zurück, der Wilhelms Verwünschung trotz des lärmenden Durcheinanders auf dem Wehrgang mitbekommen hatte. »Und dann holen wir uns Jerusalem und all die anderen Festungen wieder und treiben den Sultan mit seiner verfluchten Mameluckenbande in die ägyptische Wüste zurück, aus der er gekommen ist!«

Gerolt lachte unwillkürlich auf. »Ja, mit Richard Löwenherz als Befehlshaber und zweitausend gut gerüsteten Templern mehr in Akkons Mauern würde da drüben bei den Mamelucken jetzt das große Heulen und Zähneklappern beginnen!«

»Aber die Gebeine des alten Haudegens rotten schon seit fast hundert Jahren in ihrem Grab!«, erwiderte der Narbengesichtige trocken. »Außerdem hat Outremer[6] noch zu keiner Zeit mehr als tausend Tempelritter gesehen! Und vergiss nicht, dass Richard Löwenherz als Feldherr auch nicht immer eine glückliche Hand bewiesen hat.«

»Ja, den Ruhm, Akkon vor der Schändung durch die Ungläubigen bewahrt zu haben, brauchen wir bestimmt nicht mit anderen zu teilen!«, mischte sich da ein vierter Templer ein. Er hatte die unverkennbare Aussprache eines Franzosen aus der Normandie und trug anstelle des üblichen, bis auf den Augenschlitz geschlossenen Topfhelms einen erheblich leichteren Helm mit breitem Rand, der bis auf den lang gezogenen Nasenschutz das Gesicht mit den auffallend edlen Zügen und dem kurzen pechschwarzen Kinnbart frei ließ. Im Nacken hing als zusätzlicher Schutz eine kurze Brünne aus Eisengeflecht vom Helmrand bis auf die Schultern herab.

Wilhelm der Narbige warf ihm einen spöttischen Blick zu. »Du sagst es, Maurice! *Non nobis, Domine, sed nomini tuo da gloriam!*[7] So haben wir es doch geschworen, nicht wahr?«

Leicht betretenes Schweigen trat in der kleinen Gruppe der Ordensritter mit dem blutroten Tatzenkreuz auf ihrem Gewand ein, wussten sie doch nur zu gut, dass ohne mächtigen

Truppenentsatz von Zypern oder aus der Heimat die Chancen schlecht standen, das Heer des Mameluckenherrschers el-Ashraf Khalil zu schlagen und die Belagerung zu brechen. Blieb ein Entsatzheer aus, das diesen Namen auch verdiente, würde Akkon für sie alle zum Grab werden. Denn ein Templer floh nicht vor dem Feind. Niemals. Er harrte aus bis zum letzten Mann, auch wenn die Lage noch so aussichtslos war. Die Ritter vom Tempel waren stets die Ersten beim Angriff und die Letzten beim Rückzug! So verlangten es Ehre und Ordensregel. Und sogar wenn ihnen der Tod gewiss war, galt es, diesem *au plus beau*, mit Stil, ins Gesicht zu schauen.

Während die Turkopolen dem Feuer mit feuchtem Sand zu Leibe rückten, nutzte Wilhelm der Narbige die kurze Atempause, um das lederne Kinnband seines Helms zu öffnen und ihn sich mit der gefütterten Kappe vom Kopf zu reißen, schwitzte er offensichtlich doch noch mehr als Gerolt und die anderen Kameraden. Auf dem Turm, wo noch immer ein Teil der hölzernen Galerie lichterloh brannte, schrie indessen ein Befehlshaber nach einer Abteilung bester Armbrust- und Bogenschützen. Sie sollten von der oberen Plattform aus die muslimischen Mannschaften an den Wurfmaschinen unter Beschuss nehmen. Viel war dadurch zwar nicht zu gewinnen, wie jeder erfahrene Kreuzfahrer wusste, weil sich die gefährlichsten Katapulte und Schleudern sogar für die überragendsten Schützen außer Reichweite ihrer Langbogen befanden. Aber wenigstens würden die Mamelucken an den kleineren, näher stehenden Geräten ihren Blutzoll für ihren wütenden Angriff zahlen. Das war gut gegen das niederdrückende Gefühl der Ohnmacht und damit gut für die Kampfmoral der Männer. Kreuzritter waren in dem zweihundertjährigen Kampf um Jerusalem und das Heilige Land gewohnt, gegen eine oftmals auch zahlenmäßig erdrückende Übermacht des Feindes zu kämpfen – und dennoch zu siegen.

Aber die glorreiche Zeit der großartigen Triumphe über die Ungläubigen, die unter dem grünen Tuch ihres Propheten Mohammed mit dem silbernen Halbmond in die Schlacht zogen, gehörte der Vergangenheit an. Jerusalem war schon seit Langem

an sie zurückgefallen. Der legendäre muslimische Heerführer Saladin hatte den Kreuzfahrern mit der Rückeroberung der Heiligen Stadt im Jahre 1187, also vor mehr als einem Jahrhundert, eine der bittersten und schmachvollsten Niederlagen zugefügt. Nicht einmal Richard Löwenherz hatte ihm die Stadt wieder entreißen können. Und von den einstmals vielen stolzen Kreuzfahrerfestungen und anderen mächtigen Bollwerken der Christenheit im einstigen christlichen Königreich Jerusalem behauptete sich jetzt nur noch Akkon gegen den scheinbar unaufhaltsamen Vormarsch der Ungläubigen. Fiel jetzt auch noch Akkon, bedeutete das gleichzeitig auch das Ende der Kreuzfahrerstaaten im Lande Christi. Die reiche und stark befestigte Hafenstadt, auf einer Halbinsel gelegen und auf zwei Seiten schützend vom Meer umgeben, hatte in ihrer bewegten Geschichte mehr als einmal einer Belagerung durch ein mächtiges Heer standgehalten.

Diesmal sah die Lage jedoch düster aus. Denn Sultan el-Ashraf Khalil lag mit mindestens vierzigtausend Berittenen und mehr als einhundertzwanzigtausend Mann Fußvolk vor Akkon. Dagegen vermochten die Eingeschlossenen gerade mal anderthalbtausend gut bewaffnete, kampferfahrene und berittene Ordensritter und eine sechzehntausend Kopf starke Hilfstruppe aufzubringen. Und mit etwas Glück kamen noch einige Tausend tapfere Männer aus der Bevölkerung der Stadt dazu, die sich auf rund vierzigtausend Seelen belief. Viele von ihnen rüsteten sich schon zur Flucht. Der unaufhörliche Beschuss und die immer neuen Brände, die in der Stadt bekämpft werden mussten, zermürbten die Menschen. Im Hafen lag bereits eine Flotte von kleinen und großen Handelsschiffen, um diejenigen, die mit einem Sieg der Muslime rechneten, gegen gute Bezahlung nach Zypern, Konstantinopel, Italien oder Frankreich zu bringen. Und täglich stieg der Preis für eine Schiffspassage.

Aber die Mehrheit harrte immer noch aus, weil für sie zu viel auf dem Spiel stand. Und weil sie ihre Hoffnung darauf setzte, dass König Heinrich II. schon bald mit frischen, kampferprobten Truppen aus Zypern eintreffen und das Oberkommando über die Verteidigung von Akkon übernehmen würde. Mit diesen Schiffen waren in den letzten Tagen aber auch eine Menge zwielichtiges

Volk und skrupellose Geschäftemacher eingetroffen. Eine Stadt, die mit ihrer Eroberung durch den Feind rechnen musste, bot eine Vielzahl von Möglichkeiten, noch in den letzten Tagen des Widerstands einen schnellen Gewinn zu machen. Nicht jeder Kaufmann würde ausreichend Frachtraum ergattern können, um sein Warenlager zu retten. Dann schlug die goldene Stunde der gewissenlosen Aufkäufer. Auch würden Plündererbanden, die über ihre eigenen kleinen Boote verfügten, reichlich Gelegenheiten finden, im Chaos einer überstürzten Aufgabe ihrem schmutzigen Gewerbe nachzugehen.

Gerolt verdrängte diese und andere trübe Gedanken. Noch sprach niemand von Übergabe. Und noch hielten die Mauern, die sich in einem hervorragenden Zustand befanden, dem Beschuss des Feindes stand. Die Turkopolen waren noch immer damit beschäftigt, das Feuer auf dem Wehrgang zu löschen.

Indessen hatte Wilhelm mit seinem Helm Wasser aus einem nahen Löschtrog geschöpft und sich das kühle Nass über den verschwitzten Kopf gegossen. »Was für ein Genuss! Das ist fast so belebend, wie einen Feind mit der Klinge im Leib in den Staub sinken zu sehen!«, verkündete er und fuhr sich durch den nassen, zotteligen Bart, der nicht wenig Ähnlichkeit mit dem eines alten Ziegenbocks hatte.

Das Haupthaar stets kurz zu halten, sich jedoch niemals den Bart zu schneiden, gehörte zu den strengen Regeln des Templerordens. Gerolt von Weißenfels war nun ebenfalls versucht, das Kinnband zu lösen und sich wenigstens für einige Minuten von Kappe und Helm zu befreien. Aber er ließ es dann doch bleiben. Er hatte nicht vergessen, was erfahrene Ritter ihm immer wieder eingeschärft hatten, nämlich im Kampf niemals die eiserne Waffendisziplin persönlicher Ehrsucht oder kurzzeitiger Bequemlichkeit zu opfern.

Er war erst vor einem Dreivierteljahr an seinem achtzehnten Geburtstag zum Ritter geschlagen und in den Orden der »Armen Ritter Christi vom Tempel Salomons zu Jerusalem« aufgenommen worden. Zu dem Zeitpunkt hatte er sich jedoch schon drei Jahre im Heiligen Land aufgehalten, den erdrückenden Vormarsch muslimischer Truppen erlebt und sich in mehreren blutigen

Schlachten als wagemutiger, draufgängerischer Knappe und Templerproband ausgezeichnet. Trotz seiner Jugend hatte er unter der heißen Sonne der Levante schon so manch erbitterten Kampf Mann gegen Mann ausgefochten und bewiesen, dass er Schwert und Lanze ausgezeichnet zu führen und die Nerven im blutigen Schlachtengetümmel zu bewahren verstand. In diesen Jahren hatte er mehr an Schönheit sowie an Grauen gesehen, als er jemals für möglich gehalten hätte, als er mit vierzehn seine Heimat nordwestlich von Trier verlassen hatte, seinem inneren Ruf gefolgt und ins Heilige Land gezogen war, um sich den Templern anzuschließen und Gott als Kriegermönch zu dienen.

Aber nie hätte er gedacht, dass er als Templer einmal ausgerechnet Seite an Seite mit den Johannitern gegen die Muslime kämpfen würde! Die einen hatten noch nie den anderen über den Weg getraut und es hatte seit Gründung der beiden Orden zwischen ihnen nicht wenige feindselige Zusammenstöße gegeben. Sogar hier in Akkon war es vor nicht langer Zeit zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Johannitern und den Templern gekommen. Päpstliche Vermittler hatten energisch eingreifen müssen, um den Frieden zwischen den beiden rivalisierenden Ritterorden wiederherzustellen. Jedoch genau das, was Gerolt nie für möglich gehalten hätte, nämlich eine wahre Waffenbrüderschaft mit den Schwarzmänteln, das widerfuhr ihm und seinen Kameraden vom Templerorden in dieser Aprilnacht. Und zu seiner großen Überraschung war es, als hätte es diese zweihundertjährige Rivalität zwischen den beiden Ritterorden nie gegeben. Eigentlich hatten er und seine Ordensbrüder auf diesem mittleren Abschnitt der nordwestlichen, turmbewehrten Festungsmauer gar nichts zu suchen. Dieser Teil des äußeren Verteidigungsgürtels gehörte zum Verantwortungsbereich der Johanniter und es war allein deren Aufgabe, auf diesem Mauerabschnitt feindlichem Beschuss standzuhalten und Schäden an den Wällen und Türmen unverzüglich auszubessern. Den Templern und ihren Hilfstruppen oblag die Sicherung des angrenzenden Mauerabschnitts, der vom westlichen Ende der Johanniterschanze bis an das Meer reichte, wo der Teufelsturm hinter dem St.-Lazarus-Tor die Mauer zur See hin abschloss. Aber der ungewöhnlich heftige und konzentrierte Angriff der

Mamelucken auf die Johanniterschanze beim St.-Antons-Tor und auf den Bereich bis zum Rundturm des Königs, der als eine der Schwachstellen der gesamten Befestigung galt, hatte es nötig gemacht, den Johanniterrittern auf ihrem Festungsabschnitt unverzüglich Verstärkung durch einen Großteil der Templerwachen zukommen zu lassen.

»Ich wünschte, die drei Großmeister[8] würden ihre persönlichen Querelen einmal vergessen und sich entschließen, den Kampf gegen die Mamelucken auf unsere Weise auszutragen – nämlich da draußen auf dem Schlachtfeld, wo wir unsere ganze Stärke zum Einsatz bringen können!«, stieß Wilhelm der Narbige missmutig hervor und deutete hinunter auf das freie Feld vor den Mauern. »Ich will ja nichts gegen Johanniter und die Ritter vom Deutschen Orden sagen, obwohl die Letzteren ja die Frechheit besessen haben, bei ihrer Ordensgründung als Habit[9] ebenfalls den weißen Umhang zu wählen, als ob das nicht schon unser Vorrecht gewesen wäre …«

»Wenigstens haben diese Frischlinge nicht auch noch unser rotes Tatzenkreuz gestohlen, sondern sich mit einem schwarzen Kreuz und einer anderen Balkenform begnügt«, warf der Franzose ein, den Wilhelm vor Kurzem mit Maurice angesprochen hatte. »… aber was ein echter Templer ist, der versteckt sich nicht hinter Mauern und nimmt es untätig hin, dass er Tag und Nacht beschossen wird«, fuhr der narbengesichtige Ordensbruder verdrossen fort, »sondern er stellt sich den Muselmanen mit blankgezogenem Schwert oder eingelegter Lanze im offenen Kampf!«

»Ja, was kümmert uns deren angebliche Übermacht?«, hieb Maurice sogleich in dieselbe Kerbe und seine dunklen Augen, die unter einem sanft geschwungenen Kranz von langen schwarzen Wimpern lagen, blitzten vor kaum zu zügelnder Kampfbegeisterung.

»Wo Templer in die Schlacht ziehen, sind sie immer in der Unterzahl! So ist es von Anfang an gewesen! Und hat ein Templer je den Tod gefürchtet? Nein, niemals! Wenn wir sterben, dann wird es zum Ruhme Gottes sein! Wir sind *milites Christi*, Soldaten

Gottes! Die Steine, auf denen der neue Tempel Gottes auf Erden errichtet wird!«

»Du sprichst mir aus der Seele! Wir haben den Ruhm des Martyriums um Christi willen gewählt!«, pflichtete Gerolt ihm bei und überlegte, bei welcher der letzten Kampfhandlungen er dem Franzosen, der nur zwei, drei Jahre älter als er sein konnte, schon einmal begegnet war. Der Mann gehörte einer anderen Einheit an, aber das Gesicht unter dem Eisenhut war ihm dennoch nicht völlig unbekannt. Und zwar nicht allein von flüchtigen Begegnungen hier in Akkon. Vage Bilder lösten sich aus den Tiefen seiner Erinnerung und stiegen ins Bewusstsein auf, Bilder von einem furios kämpfenden Templer, der mit dem Schwert in der Rechten und einem völlig zerborstenen Schild am linken Arm in einer Mauerecke über einem am Boden liegenden, verletzten Mitbruder stand und sich wie ein Löwe gegen eine Meute Hyänen allein einer Gruppe von Feinden erwehrte, bis sich endlich Verstärkung zu ihm durchschlug. Ja, das war dieser Maurice mit den ausdrucksvollen Zügen und dem kurzen schwarzen Kinnbart gewesen! Und zwar beim erbitterten Kampf um Tripolis vor zwei Jahren, als er, Gerolt von Weißenfels, noch als Knappe und mit schwarzem Umhang in die Schlacht gezogen war!

»Mir liegt der offene Kampf auch mehr als das hier«, warf ein anderer Ordensbruder ein. »Aber ich bin sicher, dass es nicht dabei bleiben wird. Bestimmt arbeiten die Großmeister schon an einem Plan, wie wir den Belagerungsring der Ungläubigen aufbrechen und …«

Mitten im Satz brach der Ritter ab. Denn in diesem Moment kam aus der Richtung, wo die gefürchteten Großschleudern der Mamelucken in Position standen, das unverkennbare Geräusch eines langen Wurfarms, der, jäh vom Spannseil befreit, wie die Peitsche eines Riesen hoch in die Luft schnellte. Nach einer winzigen Verzögerung war auch deutlich zu hören, wie der riesige, von Eisenbändern umschlossene und mit Erde und schwerstem Gestein gefüllte Kasten des Gegengewichts auf die Standbalken krachte und das Geschoss aus der Höhlung am Ende des Wurfarms geschleudert wurde.

»Das klingt ganz nach dem ›Wütenden‹! Nichts wie in Deckung!«, schrie Gerolt alarmiert seinen Kameraden zu und wünschte jetzt, er hätte seinen Schild nicht in der Waffenkammer der Stadtburg zurückgelassen.

Kaum hatte Gerolt die Warnung hervorgestoßen, als das Geschoss auch schon in hohem Bogen aus der Dunkelheit heranflog. Diesmal handelte es sich nicht um einen Feuertopf, sondern um einen scharfkantigen Felsbrocken von der Größe eines ausgewachsenen Ochsen. Wie ein vom Himmel fallender, erkalteter Komet stürzte er aus der Nacht herab und traf den Wehrturm der Johanniterschanze. Mit schepperndem Schwertgehänge hatte Gerolt sich in den Schutz der Mauer geworfen und war dabei schmerzhaft mit dem Helm aufgeschlagen. Doch seine geistesgegenwärtige Reaktion rettete ihm zweifellos das Leben.

Der scharfkantige Felsbrocken zertrümmerte die in Flammen stehende Galerie auf der gesamten Westseite des Wehrturms. Er machte aus den dicken Stützbalken, die schräg aus dem Mauerwerk aufragten, sowie aus den Laufplanken und der Brüstung Kleinholz, als handelte es sich bei den Hölzern um Kienspäne, die auch eine Kinderhand schon zu brechen weiß. Begleitet von einem Hagel aus Mauersteinen, die das Geschoss aus der Turmwand herausgebrochen hatte, flogen die brennenden Trümmer funkenstiebend durch die Nacht. Die unglücklichen Bogenschützen, die beim Einschlag des Felsens auf der umlaufenden Galerie gestanden und darauf gewartet hatten, an die Brüstung zu treten und ihre Pfeile auf die Mamelucken an den vorgeschobenen Katapulten abzuschießen, wurden durch die Luft geschleudert wie kleine Tonfiguren, die ein brutaler Fausthieb von einer Tischplatte fegte. Viele waren auf der Stelle tot, andere stürzten mit zerschmetterten Gliedern auf den Wehrgang oder hinter der Mauer in die Tiefe. Ihre Todesschreie gingen im Bersten der Hölzer unter.

Gerolt und Maurice, der ebenfalls beim unheilvollen Klang des Wurfarms augenblicklich in den Schutz der Mauer gehechtet war, kauerten sich zusammen und bargen den Kopf in den Armen, als der weit streuende Geschosshagel aus Holz- und Gesteinstrümmern auf den Wehrgang niederprasselte. Sie

mussten mehrere schmerzhafte Schläge einstecken, aber nennenswerte Verletzungen trugen sie nicht davon. Helm und Kettenhemd bewahrten sie gottlob davor.

Als der Trümmerhagel aufgehört hatte, sie hastig wieder auf die Beine kamen und sich von brennenden und schwelenden Holzteilen befreiten, sahen sie zu ihrer Bestürzung, dass Wilhelm der Narbige weniger Glück gehabt hatte. Ihr Ordensbruder war in einer unnatürlich verdrehten Haltung über der Mauerbrüstung zusammengesackt. Und schon ein Blick auf ihn genügte, um zu wissen, dass ihm nicht mehr zu helfen war. Das armlange Stück eines gesplitterten Stützbalkens, das halb in Flammen stand, hatte ihn über dem rechten Ohr getroffen. Wie eine primitive Lanze hatte das gesplitterte Ende seinen Schädel so leicht durchschlagen, als wäre es auf eine reife Melone getroffen, und ihn auf der Stelle getötet. Helm und wattierte Kappe lagen zu seinen Füßen.

»Elender Dummkopf!« Maurice versetzte der Beckenhaube des Toten einen wütenden Fußtritt, auf dass sie einige Schritte weit über den mit Trümmern übersäten Wehrgang schepperte. Die Schreie der Sterbenden und Verwundeten vor der Mauer wie auf dem Schanzwerk vermischten sich mit den knappen, harschen Befehlen der Kommandeure beider Orden, die in das Chaos auf diesem Mauerabschnitt wieder Ordnung zu bringen versuchten.

Gerolt schüttelte verständnislos den Kopf. »Warum musste er bloß mitten im Beschuss den Helm abnehmen? Eine kleine Beule im Stahl über dem Ohr und ein bisschen Brummen im Schädel, mehr hätte er nicht abbekommen!«

»Er hat die Gefechtsdisziplin missachtet! Das ist fast Verrat an seinem Templerschwur! Hier in Akkon wird jeder Ritter gebraucht – und zwar als Kämpfer gegen die Ungläubigen und nicht als leichtfertiger Dummkopf, der sich von einem lächerlichen Stück Holz in den Tod schicken lässt!«, stieß der Franke hervor. »Hätte er vorher im Kampf zwanzig Mamelucken in den Tod geschickt, hätte er seine Aufgabe wenigstens halbwegs erfüllt. Aber so hat er sich und dem Orden nur Schande gemacht!«

»Na, wenn ich mir sein narbenreiches Gesicht ansehe, dann bin ich mir eigentlich sicher, dass er als Tempelritter große Tapferkeit bewiesen und sein Schwert in das Blut so manchen Feindes

getaucht hat«, erwiderte Gerolt nachsichtig. »Ich jedenfalls möchte mir über einen Mann, dessen Leben ich nicht kenne, kein vorschnelles Urteil anmaßen.«

Maurice warf ihm einen anerkennenden Blick zu und zog die fein geschwungenen Augenbrauen hoch. »Nicht schlecht! Das ist wahrlich wie ein Templer gesprochen! Du weißt deine Worte wohl zu setzen. Ich sollte mir dich zum Vorbild nehmen, Bruder in Christo, sagt man mir doch nach, es mangele mir an dem gebotenen Respekt für meine Ordensbrüder.« Ein spöttischer Unterton schwang in seiner Stimme mit. »Würdest du mir auch verraten, mit wem ich das Vergnügen und die Ehre habe?«

»Gerolt von Weißenfels.« Der Franke beugte leicht den Kopf und revanchierte sich dann, indem nun er seinen Namen nannte: »Maurice von Montfontaine.« Er machte eine kleine Pause, um dann nicht ohne eine Spur von Überheblichkeit hinzuzufügen: »Aus dem alten Geschlecht derer von Coutances, aus dem unter anderem der Erzbischof von Rouen, Gautier von Coutances, hervorgegangen ist. Und von welcher Art sind deine ritterlichen Wurzeln, Gerolt von Weißenfels?«

Gerolt starrte ihn an und dachte mit einem Anflug von Bitterkeit an die schäbige kleine Burg nordwestlich von Trier im Eifeler Land, die sein Vater auf einem seiner wüsten Raubzüge als landloser Ritter seinem damaligen Besitzer nach kurzem Kampf abgenommen hatte. Der primitive Bergfried mit den hölzernen Befestigungsanlagen hätte damals der Grundstein für eine standesgemäße Burg sein können. Aber nichts von dem, was sein trinkfester und rauflustiger Vater in den Jahrzehnten nach seinem Handstreich in Angriff genommen hatte, war von Erfolg gekrönt gewesen. Alle großartigen Vorhaben waren über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Zudem fehlten ihm auch die Weitsicht und das diplomatische Geschick, die richtigen Verbindungen zu pflegen und nützliche Allianzen mit den wahrhaft Mächtigen zu schmieden, um für treue Gefolgsdienste mit einem Lehen bedacht zu werden, das sich sehen lassen konnte.

»Wir sind hier nicht am königlichen Hof, wo es darum geht, zu blenden und den anderen auszustechen, Maurice von

Montfontaine!«, antwortete Gerolt kühl. Es kostete ihn einige Anstrengung, sich seinen Groll darüber, dass der Franke ihn an seine äußerst bescheidene Herkunft als drittgeborener Sohn eines grobschlächtigen Raubritters erinnert hatte, nicht allzu sehr anmerken zu lassen. »Seit ich bei meiner Aufnahme in den Orden Armut, Keuschheit und Gehorsam geschworen habe, zählt die Vergangenheit nicht mehr, wie du eigentlich wissen solltest. Was zählt, ist allein das Gelübde – und meine Ehre als Templer!«

Damit wandte er ihm abrupt den Rücken zu, um dem arroganten Franzosen erst gar keine Gelegenheit zu einer Erwiderung zu geben. Er winkte einen anderen Tempelbruder heran, um mit ihm zusammen den Leichnam des Narbigen vom Wehrgang und hinunter zur Sammelstelle zwischen den beiden Wällen zu tragen, zwischen denen ein gut vierzig Schritte breiter Korridor ebenen Geländes lag. Und während sie ihrer düsteren Aufgabe in dem allgemeinen Tumult ohne viele Worte nachgingen, schwor sich Gerolt, in Zukunft möglichst einen Bogen um diesen überheblichen Maurice von Montfontaine zu machen!